

Predigt am 20. September 2026, 17.00h

Kloster Loccum

Delegiertenversammlung des GAW

„Geht, predigt und spricht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. In Jesu Aussendungsrede spricht er zu seinen Jüngern: Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch. (Mt 10,7-8).

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, dem Vater und unserm Herrn Jesus Christus, Amen

Sehr geehrte Delegierte der GAW-Hauptgruppen, der Arbeitsgemeinschaft der Frauenarbeit und der Arbeitsgemeinschaft des Jungen GAW,

liebe Schwestern und Brüder, liebe Gemeinde,

„Wer sich nicht für die einsetzt, die unten sind, hat von Gott keine Ahnung.“ Diesen Satz von Martha Zechmeister, Professorin für Systematische Theologie in San Salvador habe ich jüngst gelesen. „Wer sich nicht für die einsetzt, die unten sind, hat von Gott keine Ahnung.“ Martha Zechmeister, geprägt von der Befreiungstheologie, habilitierte bei Johann Baptist Metz in Wien: „Jesus erster Blick galt nicht der Sünde, sondern dem Leid.“ (J.B. Metz)

Wenn ich das Magazin des Gustav-Adolf-Werkes lese, wenn ich von ihrem Einsatz lese und oft in persönlichen Gesprächen höre, dann erfahre ich viel vom Blick auf die Diasporakirchen. Von der Praxis in den fast 50 Partnerkirchen. Die Situation ist nicht selten angespannt und immer herausfordernd. Sie ist oft weit von dem Shalom Gottes entfernt.

Für Martha Zechmeister, und für das Gustav-Adolf Werk, ist der christliche Glaube nicht eine rechtgläubige Lehre, aus der in einem zweiten Schritt eine Form von Wohltätigkeit folgt. Christsein ist vor aller Reflexion ein Handeln. Es ist der Versuch, das eigene Handeln mit dem Handeln Jesu in Einklang zu bringen. In dieser Praxis verschafft sich das Evangelium Gehör.

Das ist in den Weltgegenden, in denen das Gustav-Adolf-Werk tätig ist, immer der Fall. Es sind bewegende Schilderungen, die von dort berichtet werden. Ich bin ein sehr aufmerksamer Leser der GAW-Nachrichten. Sie wissen, was das vor Ort

bedeutet. Sie wissen, wie Partnerkirchen ihre Glaubenspraxis unter teilweise repressiven Gegebenheiten verteidigen müssen. Wie ernüchtert könnte man sein, möglicherweise sogar demotiviert, wenn einem die Verhältnisse so hinderlich in den Weg treten.

„Wir werden die Welt nicht heil machen“, schreibt Martha Zechmeister. „Unsere Welt ist ein unheilbares Schlamassel - und genau dort ... beginnt die christliche Hoffnung. Nicht als Optimismus, der sich die Dinge schönredet, ... sondern als sturer, hartnäckiger Widerstand gegen die Evidenz dessen, was übermächtig erscheint.“

(CiG,2026)

Hartnäckig, widerständig und hoffnungsvoll bleiben. Jesus hat nicht alle, sondern diejenigen geheilt, die ihm begegnet sind. Wirksam war er in unmittelbaren, persönlichen Begegnungen. Fernheilungen sind selten in den Evangelien (Mt 8,5-13/Lk 7,1-10). Es sind in der Regel konkrete, sichtbare Handlungen, mit denen Jesus wirkt. Er ist „vor Ort“. Er weiß, mit wem er es zu tun hat. Und er weiß, wen er in den Blick nimmt. Menschen, die durch Krankheit oder Einschränkungen, durch sozialen Status oder menschliche Niedertracht begrenzt oder gedemütigt werden. Menschen, denen die Möglichkeit frei-zu-leben verwehrt worden ist. Zu ihnen drängt es Jesus.

„Größenfantasien haben wir abzuschwören, ebenso aber der Flucht in die Ohnmacht und in die Apathie“, so Martha Zechmeister. Ich nenne das einen entlastenden Realismus. Wir retten nicht die Welt! Wir wirken hinein in konkrete Situationen. Es ist ein Zeugnis für das Reich Gottes, nicht mehr, nicht weniger. Und wir protestieren gegen eine düstere Hoffnungslosigkeit, mit jeder noch so kleinen Hilfe. Und wir tun es in innigster, geschwisterlicher Gemeinschaft mit den Schwestern und Brüdern in der Welt. „Der Gedanke, dass die Gebete der Verfolgten in höchster Not, dass die der Unschuldigen, die ohne Aufklärung ihrer Sache sterben müssen, dass die letzten Hoffnungen auf eine übermenschliche Instanz kein Ziel erreichen und dass die Nacht, die kein menschliches Licht erhellt, auch von keinem göttlichen durchdrungen wird, ist ungeheuerlich.“ (Max Horkheimer) Gegen diese Ungeheuerlichkeit stellt sich das GAW. Es dient in der Nachfolge Christi. Dieser Dienst ist das Licht in der Nacht, gerade dann, wenn es so aussieht, als bliebe es immer dunkel. Dazu eine Erinnerung, die ich mit Enno Haaks teile. Es ist viele Jahre her. In einer frühen, finstern Nacht fuhren wir in einem Auto in die Altstadt einer zerstörten Stadt. Dort lebten einmal viele tausend Christinnen und Christen. Doch in jenen Monaten waren sie vor dem Krieg

fast alle vertrieben, geflohen. Gespenstische Dunkelheit in den schmalen Gassen. Schatten bewegen sich vor zerschossenen Wänden. Scheinwerfer blenden die wenigen, alten Männer, die an den Hauseingängen sitzen. Schließlich stehen wir vor einem schlecht beleuchteten Tor. Dahinter in einem hellen Raum, neben einer Kirche treffen wir Menschen. Junge Männer und Frauen, die sechs Jahre Bürgerkrieg und Terror überlebt haben. Sie sitzen zusammen und tauschen sich aus über ihre Arbeit mit traumatisierten Kindern. Kinder, die nichts kennen außer Krieg. Junge Erwachsene hatten diese Initiative mit ihrem Pastor aufgebaut. Diese Gruppe ist von einer tiefen Zuversicht geprägt. Sie nennen ihre Arbeit „Raum der Hoffnung“. Viele Kirchen, Moscheen und Krankenhäuser, Straßenzüge, ganze Stadtteile wurden zerstört. Diese Männer und Frauen sind geblieben und haben ausgeharrt in der Überzeugung: In unseren Kindern liegt die Hoffnung für diese Welt. Als ich sie frage, warum sie geblieben sind, scheint es, als verstünden sie meine Frage nicht. Schließlich sagt eine junge Frau: „Wenn nicht wir als Christen bleiben, um Hoffnung zu geben für die Kinder in dieser zerstörten Stadt, wer dann?“ Licht der Hoffnung. (Hinweise auf die Landkarte des Lichts)

Die größten Hoffnungszeichen habe ich immer von Menschen gehört, die sich in hoffnungslosen Situationen befanden. Von Menschen, die an ein Weiterleben in ihrer zerstörten Heimat glauben, die Verantwortung für Geflüchtete, Verwundete, Zurückgebliebene, übernommen hatten. Menschen, die in einem grenzenlosen Gottvertrauen alles riskierten, um ein Licht in der Welt zu sein. Menschen der Hoffnung.

Noch einmal Jesu Worte: *Geht, predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch. Wenn ihr in ein Haus geht, so grüßt es und euer Friede kehre dort ein. Und wenn euch jemand nicht aufnehmen und eure Rede nicht hören wird, so geht heraus aus diesem Hause oder dieser Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen.* (Mt 10,7-8.12-14)

Mit dem ungeheuren Auftrag ergeht zugleich eine Entlastung. Lasst euch nicht entmutigen. Tut, was möglich ist. Das kann unerwartet viel sein. Aber es lässt sich nicht erzwingen. Unsere Energie als Christ*in entspringt einem Glauben an das Unmögliche; - damit wir mit unserer Kraft das mögliche tun. Wir sind nicht realitätsfern. Wir bleiben mutig, hartnäckig und widerständig.

In dem Gedicht **An die Nachgeborenen** von Bert Brecht heißt es: „Die Kräfte waren gering, das Ziel lag in weiter Ferne, es war deutlich sichtbar, wenn auch für mich kaum zu erreichen...“

Ja, wir wissen es und haben es oft erfahren: Vergeblichkeitsstaub kann in jede Pore dringen. Und manchmal warten wir lange darauf, das Wunder geschehen. Wir sehen unsere kleinen Möglichkeiten und den großen, unermüdlichen Einsatz unserer Geschwister vor Ort. Sie und wir halten die Flamme der Hoffnung wach. Sie breiten die Verheißung aus, dass einmal diese Welt ein anderes Antlitz haben wird. Wir leben in einer großen Solidarität, die wir als Familie in Christus untereinander halten. Denn: Christ*innen sind keine Passanten. Wir sind verantwortlich für diese Familie. Die Suche nach Gerechtigkeit und Frieden braucht keine Flaneure, sie braucht Engagement und Einsatz, Hartnäckigkeit und Treue, die aus der Liebe Christi gespeist werden. Ein unvergesslicher Satz vor 40 Jahren war für mich, als eine jüdische Freundin mich mit Bezug auf eine konkrete Weltkrise fragte, „warum helft ihr denn euren christlichen Geschwistern nicht.“ Genau das tut das Gustav-Adolf-Werk seit seiner Gründung. Aber, und das muss zwingend hinzugefügt werden. Wir oder das Gustav-Adolf-Werk sind keine Werke der Eltern, es ist kein Dienst der Privilegierten. Wir sind doch die, die in den Hoffnung und im Engagement, in der Treue des Glaubens und dem Festhalten der Zuversicht unserer Partner gestärkt werden. Sie zeigen uns, welche Geduld, welche Hartnäckigkeit unser Glaube braucht, die wir bei uns- so scheint es mir oft – in der Komfortzone als eine der reichsten Kirchen weltweit, längst verloren haben.

Die Gemeinschaft, die das GAW mit Ihren weltweiten Partnerinnen und Partnern verbindet, ist stabil und beständig. Ihnen begegnen in den Partnerkirchen viele Menschen, deren Lebenswirklichkeit völlig anders ist als unsere. Sie sind mit Ihnen im Gespräch. Was hilft, was wird gebraucht. Sie entwickeln Projekte der Solidarität und Unterstützung. Sie leben ein Stück der fremden Wirklichkeit und werden reich beschenkt von der Klarheit und Tiefe des christlichen Glaubens. So kann Enno Haaks schreiben, dass die kommenden Jahre etwa für die Evangelisch-lutherische Kirche in Kirgisistan zwar herausfordernd werden, aber zugleich „beweist diese kleine Kirche am Rand der weltweiten Christenheit eine bemerkenswerte Ausstrahlung – und mutigen Pragmatismus.“

Hartnäckig hoffnungsvoll. Ich sprach vom Primat der Praxis. So erleben sie es, in Zusammenkünften, Gemeinschaften, Gottesdiensten. Gelebte Glaubenspraxis, durch die der Horizont des Gottesreiches strahlt.

„Es gibt Hoffnungen, die sind zu groß, als dass man sie für sich allein hoffen könnte.“ (J.B. Metz). Hoffnung ist kein ein einsamer Akt. Das Gustav-Adolf-Werk als Diasporawerk ist ein Teil ein großes Hoffnungsnetzwerks in der Welt.

Praktisch und lebensnah nenne ich, was Sie tun. Konkret im Irdischen und zeichenhaft für den Himmel. Helfend, liebend und hartnäckig, hoffnungsvoll. Gott segne Ihren Dienst an und mit unseren Geschwistern in aller Welt.

Amen